

Stimmen gegen den Krieg

Beiträge 531–540

1. Georg Bydlinski: Suche nach einem Ort / Kriegsbarometer
2. Raoul Eisele: Es gibt sie – die Städte, die Flüsse, das Land
3. Evelin Juen: friedenssehnsucht
4. Georg Clementi: Lied eines Soldaten
5. Ernst Rose: krieg los frieden
6. Sigrid Maria Gröbning: Erinnerungen an das Kriegsende 1945
7. Rosemarie Pilz: In einem Haus
8. Richard Wall: Mariupol
9. Anna Philomena Stocker: worte finden gegen den krieg
10. Susanne Toth: Friede ist das Wunderwort

Georg Bydlinski: Suche nach einem Ort

wo der Regentropfen Eisen durchschlägt
wo die Waffen zerbrechen und sich verwandeln
wo sich die Worte zusammenfügen zu einem Körper
der lebt

wo man die Zeit misst am Wachstum des Moores
wo die Panzer unter Grashügeln liegen
wo sich die Kreuze der Ebene und die Kreuze der Berge
finden im Tanz

wo die Städte ihre Gassen wie Halsketten tragen
wo sich Insel und Festland versöhnen
wo die Hände Sprachen sind und die Sprachen Hände
wo der einzige Schmuck des Menschen der Mensch ist

(zum Falkland-Krieg 1982)

Kriegsbarometer

Ölpreis: steigend
Soldaten: fallend

Gaspreis: steigend
Zivilisten: fallend

Raoul Eisele: **Es gibt sie – die Städte, die Flüsse, das Land**

Gluchow (Глухів)
Iwano-Frankiwsk (Івано-Франківськ)
Vinnyzja (Вінниця)
Es gibt sie noch

Poltowa (Полтава)
Enerhodar (Енергодар)
Antrazyt (Антрацит)
Charkiw (Харків)
Es gibt sie

Alushta (Алушта)
Cherson (Херсон)
Horyn (Горинь)
Altschewsk (Алчевськ)
Nikopol (Нікополь)
Chmelnyzkyj (Хмельницький)
Es gibt sie weiterhin –
die Städte, die Flüsse, das Land: UKRAINE

Evelin Juen: **friedenssehnsucht**

wir balancieren am abgrund zwischen dem sein und dem nichtsein.
auf einer schmalen lebensspur, links und rechts lauert die untiefe, was kommt ist ungewiss.
eine spanne zeit, noch weniger als das, was wir glauben, messen zu können, hat alles in sich.
kann über werden und vergehen bestimmen.
ist das der grund, weshalb der mensch so grausam ist, so selbstverliebt bis zum exzess?
die angst liegt tief verschüttet unter täuschungen des eigenen ichs,
das netzwerk der furcht gräbt sich unermüdlich voran, dem bewusstsein entgegen.
findet immer wieder eine möglichkeit hervorzubrechen, indem sie sich mit trauer, einsamkeit,
wut verbündet.
und so sehr wir uns dagegen wehren, treibt die angst uns zum wahnsinn,
lässt krieg, zerstörung und unmenschlichkeit real werden, die gier wachsen ins unermessliche,
um das erschreckende vakuum zu füllen, das die erkenntnis der gratwanderung in unser
dasein saugt.

dennoch, es gibt ihn, den ich mir ersehne für die welt.
der die tiere und die pflanzen und den boden ehrt, der den menschen um seiner
menschlichkeit willen liebt
und sich nicht abschrecken lässt von dem, was den menschen noch ausmacht.
ich habe ihn gesehen und gehört, habe seine schützende hand gespürt.
er, der das leben behütet, im glauben an die unbesiegbarkeit der liebe.
er, der ohne wehmut alles verteilen kann und ohne vorbehalt alles und jeden annimmt,
weil das den sinn ergibt.

du fragst, wo er ist?
ich bin sicher, du kennst einen oder eine wie ihn.

auch wenn es nicht viele sind, denen die schöpfung noch etwas bedeutet.
mögen es immer zu wenige sein, die dafür eintreten, dass das wesen des seins in allem liegt,
so vermag es doch zu trösten, dass schon der einzelne das universum mitentwirft.

die spuren, die hinterlassen werden, sprechen über den, der sie hinterlassen hat.
zu oft erzählen sie von gewalt und zerstörung, von grenzenloser gier und verachtung.
sie klagen über selbstgefälligen hochmut und spirituelle begrenztheit,
sie schreien von grausamkeiten und von der verlorenheit der seelen.

mehr und immer mehr, bis wir brechen unter der last des habens,
bis unsere gefräßigen mäuler und fordernden hände nicht mehr fassen und tragen können,
bis das ausmaß unserer schuld alles übersteigt, was vorstellbar ist.
ausgebeutet der überreichtum an allem, vergiftet bis in die kleinste faser, alles mitgenommen
in den untergang.

noch etwas, das mir den schlaf raubt in diesen zu dunklen nächten, noch etwas,
das mir das wachsein beschwert in diesen zu dunklen tagen, noch etwas, das sich über mein
herz legt.
nichts ist noch von wert, das wirklich von wert ist, in diesen zeiten.
und so ist jeder allein, einsam in seiner einzigartigkeit, die uns zusammenbringen könnte,
wenn wir nur wollten.

menschlichkeit, was ist das?

gib ihnen die antwort auf das, was sie tun.
der glaube ist der weisheit näher als das wissen.
und unendlichkeiten entfernt von dem, was wir glauben zu wissen.
die lösung von dem, was uns bindet, bringt die eingebundenheit in das, was uns hält.
kraft für den, der sich bückt, um zu geben und sich neigt, um zu ehren.
es gibt ihn, überall auf der welt. als heilende zelle im kranken leib der menschheit,
als fürsprecher des lebens, als friedvolles bollwerk wider die gewalt.
muss ihn geben, damit die hoffnung bleibt.

Georg Clementi: **Lied eines Soldaten**

Sein Kiefer war in seiner Kehle,
Die Lippen und die Zähne weg,
Ein Aug war stumm, daneben stern-
Förmig ein Loch und Dreck.

Die Augenbrauen waren dünn,
Und seine Nase war gesund.
Die Wirbelsäule war zu sehn.
Das Loch im Hals war groß und rund.

Die Kameraden trösten mich
Er war bewaffnet, sagen sie.
Ein Glück, dass ich am Leben bin
Und hier vor dem Verlierer knie

Und stumm auf seine Leiche starr
Nur gibt das alles keinen Sinn
Ein Schulterklopfen und ein Klaps
Glück heißt, dass ich der Sieger bin

Das erste Opfer ist die Wahrheit
Der Sieg gehört dem Widerspruch
Das zweite Opfer ist der Sinn
Nach dem ich noch vergeblich such

Wunderschön das Weizenfeld,
Das durch die Schüsse Feuer fing.
Grau ist der Schlamm und schwarz das Blut
Des Leichnams, der am Baume hing.

Bei allem Ekel ist es so,
Dass sich ins Grauen Staunen mischt
Wenn eine Leuchtspur vom Geschoss
Blutig am Nachthimmel erlischt

Das erste Opfer ist die Wahrheit
Der Sieg gehört dem Widerspruch
Das zweite Opfer ist der Sinn
Nach dem ich noch vergeblich such

Der Krieg ist wie ein Nebellicht
Ist in der Hölle Euphorie
Stehst du am Rand des Todes dort
Bist du lebendig wie noch nie

Doch Klarheit gibt es nicht im Krieg
Nur Panik, dass man sterben könnt
Und Dankbarkeit für jeden Tag
Den dir das Schicksal noch vergönnt

Das erste Opfer ist die Wahrheit
Der Sieg gehört dem Widerspruch
Das zweite Opfer ist der Sinn
Nach dem ich noch vergeblich such

Ernst Rose: **krieg los frieden**
(oder auf Messersschneide)

skrupel
los gehen wir
mensch
los fühlen wir

welt
los denken wir

jetzt
los
ich
los

Sigrid Maria Gröbning: **Erinnerungen an das Kriegsende 1945**

Die letzten Wochen des fürchterlichen Krieges waren selbst für uns Kinder aufregend und bedrohlich gewesen, nichts war mehr so wie früher, nur der Fliegeralarm, der uns jede Nacht aus den Betten riss, war gleichgeblieben. Der Aufenthalt im Freien war auch für uns Knirpse lebensgefährlich geworden, denn die Tiefflieger schossen auf alles, was sich bewegte, auch auf uns Kinder! Es war Anfang April, als meine kleine Schwester und ich mit den Buben aus unserem Haus, alles Kinder zwischen vier und acht Jahren, einen Feldweg entlang liefen, als plötzlich hinter dem Wald am Horizont zwei Tiefflieger auftauchten. Instinktiv warfen wir uns in den Graben neben dem Weg und im nächsten Moment ging es „tak, tak, tak“ und Steine spritzten genau dort auf, wo wir Sekunden vorher gegangen waren. Dann war der Spuk vorbei. Der Krieg wurde immer gnadenloser.

Es gab so vieles, was uns Angst machte, der unheimliche Kanonendonner, der immer stärker wurde, die ununterbrochenen Maschinengewehrsalven ganz in der Nähe von uns. In unserer Wohnung konnten wir nicht mehr bleiben und so saßen wir stundenlang im Kohlenkeller. Unheimliche Stille herrschte, jeder wusste, der Feind war nah! Da wurde plötzlich die Kellertür aufgerissen und jemand rief: „Der Krieg ist aus!“ Wie vom Blitz gerührt sprangen wir Kinder auf, stürzten die Treppe hinauf zu einem Fenster, denn wir wollten sehen, wie das war, wenn der Krieg zu Ende war.

Auf der nicht weit entfernten Hauptstraße erblickten wir eine endlose Kolonne von Lastwagen, dazwischen rollten riesige Panzer, die Rohre drohend auf unsere Häuser gerichtet, kleine Jeeps, Panzerspähwagen und dann wieder Panzer um Panzer.

Am nächsten Morgen – wir lagen noch im Bett, denn nach langer Zeit hatten wir ausschlafen können – hämmerte jemand barsch an die Wohnungstür. Meine Mutter stand auf, um zu sehen, wer der frühe Besucher war. Sie schrak zurück: Draußen stand ein baumlanger amerikanischer Soldat, der in gebrochenem Deutsch befahl: „In 25 Minuten alles raus!“ Wir standen hinter unserer Mutter, schauten auf den fremden Soldaten und verstanden kein Wort. Meine Mutter jedoch begriff sofort und handelte. Sie lief in den Keller, um unseren Kinderwagen zu holen, den sie mit allen wichtigen Dingen, mit Lebensmitteln, Schmuck und Dokumenten vollpackte, während unsere Großmutter völlig die Nerven verlor und uns zu frisieren begann.

Als wir in den Hof kamen, fanden wir ein unbeschreibliches Chaos vor. Riesige Lastwagen mit langen Antennen auf dem Dach, dazwischen Jeeps mit der Aufschrift „US-Army“, unverständlich sprechende Männer in unbekanntenen Uniformen, Gewehre, Pistolen, mittendrin meine Mutter mit dem Kinderwagen, meine hilflose, fassungslose Großmutter mit uns Kindern an der Hand, unsere Freunde aus dem Haus mit ihren Müttern, manche noch in Schlafanzügen, andere dick angezogen wie im Winter. Kommandorufe und die Frage: „Wo

sollen wir hin?“ Denn wir mussten nicht nur aus der Wohnung, aus dem Haus auch, aus unserem Hof hinaus. Aber wohin?

(Aus Sigrid Maria Gröbning: „Kindheit im Chaos“, Edition Tandem 2020)

Rosemarie Pilz: **In einem Haus**

In einem Haus findet ein Filmdreh statt, der Regisseur zeigt sich, ein Mann Mitte Vierzig, lange Haare zu einem Zopf gebunden. Ich weiß nicht, worum es in dem Film geht. Ich folge der Kamera, ein Freiflug wie bei Tarkovsky, ich fliege mit, vor uns eine Glastür und die gewollte Spiegelung der Kamera darin, dahinter der Kameramann und ich nicht sichtbar. Ein Zimmer, die Türe offen: Ein Kind sucht etwas darin. Knapp hinter der offenen Türe steht ein Tisch, der den Eingang ins Zimmer versperrt. Unter dem Tisch liegen Kinderköpfe, keine Körper, nur Köpfe mit dem Gesicht zu mir, der Boden ist erdig. Hinten läuft ein kleiner Bub, weinend wird er von jemanden über den Tisch gehoben, auf seinem Gesicht ist Erde verschmiert. Jetzt sehe ich: die Augen der Kinderköpfe zwinkern, sind lebendig. Ich folge dem Kameramann, wir sinken in die Kinossessel, es riecht nach Verrottetem. Mir und den anderen Kinobesuchern wird übel, manche übergeben sich schon. Wir weinen und flüchten aus dem Saal. Eine Straße, ich nähere mich einem großen Bau, dessen Wand imposant und pyramidenspitz im Himmel zusammenläuft. Das Haus besteht nur aus dieser Wand, doch ist es bewohnt. Ich betrete das Gebäude, es ist offen, Stiegen und hunderte Menschen, ein Tumult. Verschiedene Säle, für jeden Glauben ein anderer. Ich stehe auf einer Treppe und blockiere den Weg. Ein junger Mann weist mich zurecht: du gehörst nicht hierher. Ein anderer Raum mit Frauen. Eine hat blaue Flecken im Gesicht, sie kommt näher und sagt: du bist hier fehl am Platz. Ich verlasse das Haus. Der Regisseur fragt mich, erkennst du den Film? Es ist Sommer und Krieg. Sie kommen, sagen Passanten. Bereitschaftsalarm. Ich entferne mich von den Mengen, gehe eine Straße hinauf, dahinter beginnt das Meer. Ein Boot hat am Straßenrand angelegt, es ist geometrisch, kantig, weiß und keine Yacht. Zwei Männer und eine Frau stehen darin, wollen ablegen. Ich steige ins Boot. Die Frau sagt: warten wir auf die nächsten, denn wir werden geflüchtet sein, wir werden uns dem Krieg versagen.

Richard Wall: **Mariupol**

Bilder, die ich in den Spätnachrichten gesehen, haben mich quälend die Nacht hindurch eines gesunden Schlafes beraubt. Zu sehen war eine kurze Sequenz von Bomben- oder Raketeneinschlägen in einem Spital. Schwestern, Ärztinnen und Ärzte suchten Deckung, eine Schwester mit Mund- und Nasenschutz fand mit einem Säugling in ihren Armen – das kleine Köpfchen war gut zu erkennen – Schutz hinter einem Mauervorsprung. Neben ihr ein Chaos aus Betontrümmern, Schutt, kreuz und quer stehenden Betten. Ich kann nicht mehr sagen, ob sie leer waren oder ob darin Menschen lagen, vielleicht gerade starben.

Und es sah aus, als würde bereits Tageslicht in den Raum eindringen, weil Dach und Decke weggebombt worden waren. Wahrscheinlich hatte sich diese nur etwa drei Sekunden dauernde Impression aus einem Kriegsinferno – wahrscheinlich mit einem I-Phone oder dergleichen aufgenommen – deswegen so eingebrannt, weil sie einerseits sinnlose Zerstörung zeigte, andererseits das Bemühen eines Menschen, ein junges Leben unter Lebensgefahr zu schützen und zu retten.

Ich weiß nicht mehr, ob dabei der Name Mariupol fiel, wo auch eine Kunstschule, in der Frauen und Kinder Schutz gesucht hatten, dem Erdboden gleich gemacht worden war. Schnitt. Die nächste Naheinstellung kam jedenfalls, so zumindest die Ansage, aus Mariupol: Ein, wie aus dem Off gesagt wurde, 18-jähriges Mädchen. Sie klammerte sich mit ihren beiden Händen an ein Smartphone. Es konnte das Zittern ihrer Hände nicht verbergen. In Tränen ausbrechend erzählte sie, stammelnd, sie habe vor Tagen aus der seit dem 1. März eingekesselten Stadt fliehen können, wisse aber nicht, wie es ihren Verwandten und Freundinnen dort gehe ... Schon vor Tagen hieß es in einem Bericht, Mariupol, in Friedenszeiten eine Stadt mit 450.000 Einwohnern, sei bereits zu 80% zerstört und stehe vor der Einnahme durch die russischen Truppen. Tausende Frauen und Kinder seien über die Grenze nach Russland verschleppt worden, eine Kunstschule, in der Bewohnerinnen, alte Leute und Kinder Schutz gesucht hatten, sei ausradiert worden.

Am Morgen des 21. März die lapidare Nachricht, die ukrainische Regierung habe ein vom russischen Militär gestelltes Ultimatum an die Verteidiger von Mariupol zur Kapitulation abgelehnt. Die Bombardements und der Kampf gehen weiter.

Das erste Mal hörte ich den Namen Mariupol als Jugendlicher aus dem Mund meines Vaters. Ich habe ihn noch vor mir, wie er des Öfteren im Kreis von Bekannten, als gelte es Rechenschaft abzulegen für seine späte Heirat und für seinen sehr späten Eintritt ins Berufsleben nach dem Krieg, zu erzählen begann, dass er und wie er die 5 Jahre als Kriegsgefangener in Mariupol am Asowschen Meer verbracht hatte.

Ich ließ mir, als er, der 1921 Geborene, um die 80 Jahre alt war, noch einmal die Geschichte seiner Kindheit und Jugend erzählen, um sie teils stichwortartig, teils in ganzen Sätzen, um gewisse Formulierungen, die ich für seine Erzählweise als typisch erachtete, zu notieren. Nun wollte ich über die Jahre, die ihn nach Mariupol geführt haben, wo er einen Teil seiner Jugend verbringen musste, nachlesen, und ging zum Schrank, in dem ich meine Notizbücher, Rücken an Rücken, aufbewahre.

Mein Vater wurde bereits mit 15 Jahren Rossknecht auf dem elterlichen Hof, eine Erzählung über seine Kindheit und Jugend wäre von mir noch zu schreiben. Wo jetzt ansetzen? Dass er Glück gehabt hatte, als er mit Erfrierungen dritten Grades nicht mehr an die Ostfront musste, zu seiner Einheit, der 45. Infanterie-Division, die im Juni 1944 im Verlauf der Sowjetischen Sommeroffensive vollständig vernichtet wurde? Dass er nach einem Unteroffizierskurs in Krumau im Mai 1944 auf die griechische Insel Lemnos zur Besatzung abkommandiert wurde? Dass er auch dort Glück hatte, weil er und seine Männer sich offensichtlich korrekt benahmen und sie daher keiner Partisanenbetätigung ausgeliefert waren?

Ich beginne mit dem 1. September 1944. An diesem Tag wurde er mit seinen Männern nach Thessaloniki evakuiert. Nun sollten sie zu Fuß den „Rückmarsch“ antreten. In Wahrheit war es eine Flucht. Bis zu 75 Kilometer am Tag in der Spätsommerhitze. Hin und wieder konnten sie auf Wagen oder Jeeps aufsitzen. Am 17. November wurde er, Wache stehend, in Makedonien (heutiges Nordmakedonien) von bulgarischen Einheiten gefangengenommen. Entwaffnet und seiner Firmungsuhr entledigt wurde er per Zug nach Sofia gebracht. Dort wäre er beinahe von einem Offizier der Roten Armee exekutiert worden. Da er dem Erzürnten noch rechtzeitig zu verstehen geben konnte, er sei Österreicher, kam er wieder einmal mit dem, wie man zu sagen pflegt, nackten Leben davon. Bis 5. März schuftete er bei minimaler Verpflegung in einer Sandgrube. Danach ging es mit hunderten Gefangenen in Viehwaggons nach Nordosten. Die Reise dauerte 18 Tage und Nächte. Stundenlange Stehzeiten steigerte die Verzweiflung. Geschwächt starben Dutzende. Sie litten an der Ruhr und an den Läusen; dort wo Sonnenstrahlen, die durch die Bretter blitzten, auf ihre Körper und Kleidung fielen, sammelten sich die Quälgeister besonders gerne an. An Verpflegung bekamen sie auf der ganzen Fahrt nur zwei Mal Suppe und drei Mal ein Stück Brot.

Am Ende der gespenstischen Reise waren sie am Asowschen Meer in der zerstörten Industriestadt Mariupol angelangt. Eine Stadt, in der bis Ende des 19. Jahrhunderts die

Mehrheit der Bevölkerung griechischer Herkunft war. Der Name ist griechischen Ursprungs und bedeutet die Stadt Mariens.

Als ehemaliger Unteroffizier wurde Vater Bauzugführer einer Arbeitsbrigade und hatte mit seinen Kameraden den Schutt der zerstörten Hochöfen wegzuräumen, sodass nach einem Jahr mit dem Wiederaufbau begonnen werden konnte. Die Brot- und Butterrationen wurden in Gramm bemessen, sie litten an Unterernährung, die Versorgung der Bevölkerung war nicht viel besser. Sie mussten jeden Tag bis auf den Sonntag und den 1. Mai in der Hitze der Sommer wie in der Kälte und den Schneestürmen der Winter durcharbeiten. Stärkere, Größere und anfangs besser Genährte als er starben unter diesen Bedingungen. Sein Glück oder Vorteil war, dass er Nichtraucher war, denn mit der Ration an Zigaretten, die alle bekamen, fanden einige nicht das Auslangen und tauschten Brot gegen Zigaretten ein. Als die Arbeit im Industriegebiet erledigt war, wurden sie zum Bau von Wohnungen herangezogen. Mit der allgemeinen Verbesserung der Versorgungslage optimierte sich auch die Verpflegung der Gefangenen.

Allmählich hatte mein Vater russisch gelernt, was ihm als kontaktfreudiger Mensch gewisse Sympathien bei den russischen Vorgesetzten eingebracht hat. Er betonte das gute Einvernehmen mit ihnen. Trotz der bitteren Jahre ließ er sich nie dazu hinreißen, negativ über die Russen – er meinte wohl auch Ukrainer – zu sprechen. Im Gegenteil. Er verwies darauf, dass die Bedingungen für die russischen Arbeiter nicht viel besser gewesen seien als für sie, die Gefangenen.

Als er nach 5 Jahren, am 8. Oktober 1949, aus der Gefangenschaft entlassen wurde, gab ihm die Bauleiterin, eine Ingenieurin, ein Porträtfoto von ihr mit auf die Heimreise. Näher hat er sich über diese Freundschaftsbezeugung nicht geäußert, ich habe auch nicht nachgefragt. Am 26. Oktober fuhr er in einem Viehwaggon im Bahnhof von Wiener Neustadt ein. Sein Körpergewicht betrug nur noch 45 Kilo bei einer Körpergröße von 164 Zentimeter. Ein Foto vor der Tür des Elternhauses zeigt ihn mit Schilmütze, einem dunklen Anzug, dessen Stulpenhose um seine Beine schlottert, in der rechten Hand einen kleinen Koffer, um den rechten Unterarm eine dicke wattierte Jacke gelegt, eine „Fufaika“. Eine russische Arbeiterin, die im Büro für die Gefangenen zuständig war und von der er die Arbeitsaufträge zugeteilt bekam, habe ihm aus einer Decke den Anzug genäht.

Ich denke in diesen Tagen oft an die Erzählungen meines Vaters. Ich wünschte, ich könnte mit ihm über den Krieg Russlands gegen die Ukraine sprechen. Es ist anzunehmen, dass all dies, was damals nach Beendigung des barbarischen, von Nazideutschland entfachten Krieges über die Jahre aufgebaut wurde, nun wieder dem Erdboden gleichgemacht wird.

Anmerkung: Wenn er von Russen sprach, so darf man annehmen, dass es auch Ukrainer gewesen sein konnten, von den Deutschen und Österreichern wurde nicht unterschieden, und wie man nun weiß wurden auch in der Sowjetunion die Unterschiede nicht gerade betont.

Anna Philomena Stocker: **worte finden gegen den krieg**

wie, wenn da doch die grausamkeit
die grausamkeit der befehl ausführenden alten generäle
und die angst der jungen rekruten
abkommandiert zum kanonenfutter
freiwillig oder unfreiwillig
diesseits und jenseits im unverstand
wie kann das gehen

wie kann das gehen frieden zu finden
den weg zum frieden finden
wenn totenstille auf gräberfeldern von schreien übertönt
diesseits und jenseits
wenn riesige angstschweißblutseen die dumpfen keller überfluten
wie kann das gehen
inmitten ausgebotmter seelen von frauen kindern alten und kranken

wie kann das gehen
das verirrte geister nachhause finden
auf friedenswegen durch alle zerstörung hindurch
über schockstarre ausgehungerte blutgesättigte böden
wie kann das gehen
wenn sogar das weinen hintangestellt werden muss
um wasser zu haben gegen das verdursten

wie da worte finden gegen die entsetzliche ohnmacht
es bleibt ein letztes wort
VERNUNFT
der erste mühsame schritt
denn opfer kann jeder sein
und täter auch

Susanne Toth: **Friede ist das Wunderwort**

Gib dir die Möglichkeit
Im neuen Zeitalter
Vergebung zu üben
Europa, du Schöne.

Praktiziere jene
Einzigart die du
Angestrebt mit
Charakter Großbuchstaben
Erhabene Union.

Autonomie, besatzungsfreier Kontinent.

Coolness, eine diverse Geschichte die
Handelt bitterschwer auch vom Leid,
Angetan einander zigmillionen Mal.
Nie wieder! die letzte Erkenntnis, im
Chor, *nevermore!* Alle Waffen weg.
Erinnere das Einssein, du Herz.